

Ein neuer Kontext: Historische Familienforschung an der Jahrhundertwende

Wer in den frühen siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts mit Arbeiten auf dem Gebiet der Historischen Familienforschung begann, der konnte in verschiedener Hinsicht sicher sein, etwas Sinnvolles zu tun. Er wurde in der Öffentlichkeit anerkannt: "Endlich einmal ein Historiker, der sich mit nützlichen Fragen beschäftigt" war eine Rückmeldung, die man gelegentlich zu hören bekam. Er fand unter Sozialwissenschaftlern interessierte Gesprächspartner. Insbesondere die Familiensoziologie zeigte sich für die Revision bzw. Modifikation ihrer Thesen aufgeschlossen. Und selbst in der Geschichtswissenschaft gab es Anerkennung. Man war zwar ein radikaler Außenseiter, aber daß die neue Teildisziplin der Historischen Familienforschung das angeschlagene Image der Historikerk Zukunft aufbessern konnte, wurde wohlwollend zur Kenntnis genommen. Drei Jahrzehnte danach ist die Situation anders: Arbeiten auf dem Gebiet der Historischen Familienforschung haben zwar eher zugenommen, die Funktion einer Leitdisziplin kommt ihr in der europäischen Geschichtswissenschaft aber kaum mehr zu. Bei einer Bilanz über die bisherige Entwicklung der Historischen Familienforschung bringt es nichts, vergangener Bedeutsamkeit nachzutrauern. Vielmehr gilt es, über die gegenwärtigen Aufgaben nachzudenken. Anregungen dazu möchte ich in drei Zusammenhängen versuchen: Zunächst mit einigen Überlegungen zur Historischen Familienforschung im Kontext gesellschaftlicher Entwicklungen, dann im Kontext der sozialwissenschaftlichen Beschäftigung mit Familie und schließlich im Kontext des Wandels geschichtswissenschaftlicher Schwerpunktsetzungen. Die kritische Bestandsaufnahme hat das Ziel, Perspektiven einer möglichen Neukontextualisierung der Historischen Familienforschung aufzuzeigen.

Gesellschaftliche Impulse standen sicher am Anfang jener Entwicklung, die Familie in der Sozialgeschichte ebenso wie in anderen Sozialwissenschaften zu einem zentralen Thema machte. Für die USA, wo sich die Historische Familienforschung schon in den sechziger Jahren entfaltete, nannte James Milden 1977 in der Einleitung seiner Bibliographie "The Family in Past Time" (S. XI ff) drei große Emanzipationsbewegungen dieser Zeit als bedingende Faktoren: Die Bürgerrechtsbewegung der Schwarzen, die Studenten- und Jugendbewegung sowie den "New Feminism". Für die Historische Familienforschung in Europa müßte man diese Diagnose sicher modifizieren. Zur Bürgerrechtsbewegung der Schwarzen gibt es hier keine unmittelbare Entsprechung, die neue Frauenbewegung hat für die Historische Familienforschung erst in einer zweiten Phase eine Rolle gespielt, der Einfluß

der 68er-Bewegung ist auch hier allerdings thematisch wie personell unverkennbar. Über konkrete Forderungen politischer Bewegungen hinausgehend wird es noch deutlicher, daß die aktuelle gesellschaftliche Diskussion um Familie damals das Interesse an der Historischen Familienforschung beeinflußt hat. Solche Diskussionsthemen gab es viele: das veränderte generative Verhalten zwischen "Baby-boom" und "Pillenknick", die veränderte Position der Frau in Beruf und Familie, im Zusammenhang damit die Infragestellung traditioneller Formen der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung und des geschlechtsspezifischen Rollenverhaltens, Fragen von Geburtenkontrolle und Abtreibung, die Relativierung überkommener Normen des Sexualverhaltens in der sogenannten "sexuellen Revolution", die Deinstitutionalisierung der Ehe durch verschiedene Formen von Lebensgemeinschaften, die familienrechtliche Debatte um Ehescheidung und Elternrechte, die pädagogische Diskussion um die sogenannte "antiautoritäre Erziehung" etc. Alle diese Themen hatten neben der aktuellen Dimension und mit ihr aufs Engste in Zusammenhang auch eine historische. Gerade der selbst erlebte Wandel machte die Beschäftigung mit früheren Zuständen interessant. Die Historische Familienforschung der siebziger Jahre hat viele dieser Themen aufgegriffen. Sie war Ausdruck von gesellschaftlicher Bewegung. Denn daß historische Beschäftigung mit Familie nicht Selbstzweck sein dürfte, sondern das öffentliche Bewußtsein beeinflussen sollte, das war für viele ihrer Vertreter damals verbindende Gemeinsamkeit.

Heute ist das nicht mehr so. Besonders erstaunlich erscheint, daß die Ablehnung einer gesellschaftsbezogenen Historischen Familienforschung nun zum Teil von denselben Personen kommt, die sie damals gefordert und auch selbst betrieben haben. Die Grundstimmung im Fach hat sich - jedenfalls im deutschsprachigen Raum - sehr grundsätzlich gewandelt. Gesellschaftliche Relevanz ist kein Kriterium der Themenwahl mehr. Selbst wenn sie gegeben sein sollte, erscheint es besser, sich nicht dazu zu bekennen. Mag sein, daß das eine Reaktion auf überzogene Forderungen von Fachvertretern an sich selbst darstellt. Geschichtswissenschaft kann nicht auf Dauer gesellschaftliche und politische Bewegungen mittragen. Und sie soll das wohl auch nicht, will sie ihre Wissenschaftlichkeit bewahren. Gesellschaftliche Bezüge von Wissenschaft sind in komplexere Zusammenhänge eingeordnet und stärker vermittelt zu sehen. In solchen komplexeren Kontexten ist der Anspruch auf aktuelle Bezüge der Historischen Familienforschung wohl weiterhin aufrecht zu erhalten und immer wieder von Neuem zu stellen.

Eine für die Aktualität Historischer Familienforschung besonders wichtige Vermittlungsinstanz ist die Schule. Bei der Behandlung der Anfänge sozialhistorischer Beschäftigung mit Familie wird häufig übersehen, welche enorme Rolle die

Lehrplandiskussionen dieser Zeit spielten. Es ging um die Aufnahme sozialwissenschaftlicher Inhalte in verschiedene Unterrichtsfächer, insbesondere in die Geschichte. In Österreich war es der neue Lehrplan für das Fach "Geschichte und Sozialkunde" von 1969, in dem "Primärgruppen" als vorrangiges Thema genannt wurden, der der Historischen Familienforschung an den Universitäten den wichtigsten Anstoß gab. Ähnliche Zusammenhänge lassen sich in Deutschland und England beobachten. Bemerkenswert erscheint, daß die deutsche Übersetzung von Philippe Ariès so wirkungsmächtiger "Geschichte der Kindheit", nicht von Historikern veranlaßt wurde, sondern von einem Pädagogen für Pädagogen. Über den Geschichtsunterricht und seine Lehrbücher sind inzwischen viele Ergebnisse der Historischen Familienforschung in verschiedenen europäischen Ländern zum Allgemeingut geworden. Eine dauerhafte Rückwirkung des Schulunterrichts auf die wissenschaftliche Forschung hat sich daraus allerdings nicht ergeben. Eine Ausnahme stellt diesbezüglich Südosteuropa dar. Wenn in diesen Wochen in Belgrad zugleich ein wissenschaftlicher Band zur Geschichte der Kindheit für Lehrer und ein didaktischer mit Materialien zu dieser Thematik für den Unterricht erscheint, so ist hier diese Wechselwirkung Schule-Wissenschaft im besten Sinne gegeben. Analoge Publikationen zu Geschlechterrollen sind in Vorbereitung. Alle diese Bände erscheinen - gefördert vom "Stabilitätspakt für Südosteuropa" in elf verschiedenen Balkansprachen. Der Grundgedanke des Unternehmens ist es, den gefährlichen politischen Einflüssen der im Aufschwung begriffenen nationalistischen Geschichte an den Schulen eine überzeugende Gegenkonzeption von Geschichte entgegenzustellen. Die Historische Familienforschung hat im Kontext einer historisch-anthropologischen Zugangsweise in einigen südosteuropäischen Ländern seit der Wende von 1989 diese Funktion übernommen. Sie wurde hier auch als eine von der historisch-materialistischen Geschichtsdoktrin vernachlässigte bzw. bekämpfte Richtung bereitwillig und mit großen Erwartungen rezipiert. Anders als in West- und Mitteleuropa ist hier noch viel an innovatorischer Dynamik spürbar.

Ein zweiter Vermittlungszusammenhang, durch den die Historische Familienforschung in Europa in ihrer Frühphase wichtige gesellschaftliche Impulse erhielt, war die sogenannte "Geschichte von unten". Man kann diesbezüglich die institutionellen Zusammenhänge nicht so klar fassen wie im Schulsystem mit Lehrerausbildung, Lehrerfortbildung oder Lehrbüchern. Der Austausch zwischen Wissenschaft und Gesellschaft erfolgte hier in sehr unterschiedlichem Rahmen - in lokalen Forschungsinitiativen, in sogenannten „Geschichtswerkstätten“, in Veranstaltungen der Erwachsenenbildung, auch in Rundfunksendungen mit der Möglichkeit der Beteiligung der Zuhörer. Allen diesen

Veranstaltungen war gemeinsam, daß sie von der unmittelbaren Erlebniswelt der Betroffenen ausgingen. Als ein Thema dieser Lebenswelt, das in besonderer Weise der Veränderung unterlag, kam dabei die Familie immer wieder in besonderer Weise ins Spiel. Historische Familienforschung und Alltagsgeschichte gingen dadurch eine enge Verbindung ein. Ausgangspunkt bildeten dabei erzählte oder niedergeschriebene Lebensgeschichten. Für die Historische Familienforschung, die ja überall in Europa zunächst von quantifizierbaren Quellenbeständen und deren Auswertung durch quantifizierbare Verfahren ausgegangen war, bedeuteten Oral History und Populäre Autobiographik methodisch und inhaltlich eine radikale Herausforderung, insgesamt gesehen jedoch eine wichtige Bereicherung. Historische Familienforschung im Rahmen von Alltagsgeschichte bzw. „Geschichte von unten“ hat in Europa sicherlich ihre Bedeutung nicht verloren. Initiativen dieser Art sind vielmehr zur Selbstverständlichkeit geworden. Man kann einschlägigen Resultaten in vielen lokal- und regionalgeschichtlichen Publikationen begegnen. Was sich geändert hat, ist das Engagement von Hochschulwissenschaftlern in solchen Initiativen. Und damit sind der Historischen Familienforschung, soweit sie an Universitäten betrieben wird, wichtige gesellschaftliche Impulse verloren gegangen.

Um mir ein aktuelles Bild über das Verhältnis von Historischer Familienforschung und Öffentlichkeit zu machen, habe ich die Informationen eines Pressedienstes durchgesehen, der seit einigen Jahren in Wien erscheint. Es handelt sich um den Informationsdienst des "Österreichischen Instituts für Familienforschung". Er erscheint unter dem Titel "beziehungsweise" und bemüht sich um die Vermittlung interdisziplinärer und anwendungsbezogener Wissenschaftsnachrichten zum Thema Familie. Unter den befragten Wissenschaftlern begegnen gar nicht so selten auch Historiker, überraschend ist jedoch, zu welchen Themen. Im Vordergrund stehen dabei die klassischen Themen der siebziger Jahre. Man könnte einwenden: Vielleicht sind sie für eine breitere Öffentlichkeit nach wie vor aktuell. Aber haben Historiker zu den seither in neuer Weise aktuell gewordenen Familienthemen nichts zu sagen? Man wird eine solche Analyse nur als grobe Orientierung werten dürfen. Das Verhältnis von Historischer Familienforschung und Öffentlichkeit ist sicher viel komplizierter. An drei aktuellen Themenfeldern soll versucht werden, weitere Anhaltspunkte zu gewinnen.

Eines der in den Medien gegenwärtig meistdiskutierten Familienthemen ist die sogenannte "Neue Väterlichkeit". Das Minoritätsphänomen des alleinerziehenden Vaters ist diesbezüglich nur die radikalste Ausformung der Thematik. Im Normalfall geht es dabei um eine Neupositionierung des Vaters in der vollständigen Familie. Wie in der Öffentlichkeit ist

das Thema auch in der Familiensoziologie sehr präsent. Man sollte glauben, in Entsprechung dazu auch in der Sozialgeschichte der Familie - setzt doch eine "neue Väterlichkeit" einen historischen Gegensatz logisch voraus. Dem ist aber nicht so. Die Geschichte der Vaterschaft, der Väterlichkeit, der Vaterrolle ist ein wissenschaftlich völlig unterbelichtetes Thema. Was man neuerdings zunehmend findet ist Männergeschichte. Verglichen mit dem breiten Strom der Frauengeschichte, erscheint die Geschichte der Männer, wie 1998 der Herausgeber einer zusammenfassenden Publikation schrieb, zwar noch als ein "schwaches Rinnsal", aber sie ist immerhin existent. Sie dürfte im Rahmen einer sich formierenden Geschlechtergeschichte gar keine so schlechten Entwicklungschancen haben. Ansätze zu einer Männerbewegung in verschiedenen europäischen Ländern mögen dabei als Antriebskraft wirken, wenn sie auch sicher nicht die Stärke der Frauenbewegung als Impuls für die Geschichtswissenschaft erreichen werden. Ob Männergeschichte zu einer Geschichte der Väter führen wird, erscheint fraglich. Frauengeschichte hat auch nicht primär zu einer Beschäftigung mit den familialen Rollen von Frauen als Töchter, Schwestern, Mütter, Großmütter geführt. Wenn man etwa die seit über einem Jahrzehnt erscheinende Zeitschrift für feministische Geschichtswissenschaft "L'homme" durchsieht, so findet sich kein einziges Themenheft, das einer dieser Rollen gewidmet wäre, auch keines das sich explizit auf ein Familienthema bezieht. Es stellt sich die Frage, ob nicht die intensive Beschäftigung mit der Geschichte von Geschlechterrollen letztlich für eine Geschichte der familialen Rollen kontraproduktiv ist. Die Geschichte der Väter hat jedenfalls bisher von der Geschichte der Männer, der Frauen, der Geschlechter wenig profitiert. Die Rede vom "Patriarchalismus" historischer Gesellschaften ist zwar allgegenwärtig, bleibt aber meist unpräzise und undifferenziert. Am Fehlen einschlägiger Quellen zum Thema kann es nicht liegen, daß es so vernachlässigt wird. Und diese Quellen beziehen sich keineswegs nur auf normative Zeugnisse, wie Väter jeweils sein sollten. Solche normativen Quellen sind bisher die einzigen, die in größeren historischen Zusammenhängen untersucht wurden. In früheren Zeiten nannte man eine solche Zugangsweise ideengeschichtlich und war ihr als Sozialhistoriker nicht uneingeschränkt zugetan. Unter dem Etikett "Diskursanalyse" erfreut sie sich heute wieder größerer Beliebtheit. Eine Geschichte der Väter wird sich sicherlich nicht auf solche "Diskursanalysen" beschränken dürfen, will sie zur aktuellen Vaterproblematik brauchbare Beiträge leisten. Und darum sollte sich die Historische Familienforschung in der Neuorientierung ihrer Themen bemühen.

Das gesellschaftspolitisch wichtige Beispiel Migrantenfamilien führt uns mitten hinein in den zweiten Kontext, innerhalb dessen die Historische Familienforschung einer Neuorientierung bedarf, nämlich in den Bereich der kooperierenden Sozialwissenschaften.

Die frühe Historische Familienforschung hat ihre maßgeblichen Impulse im innerwissenschaftlichen Bereich von Seite der Familiensoziologie bzw. der ihr nahestehenden Demographie erhalten. Unser Beispiel zeigt, daß eine solche interdisziplinäre Kooperation heute nicht ausreichen würde. Die deutschsprachige Familiensoziologie bietet zum Thema Migrantenfamilien fast überhaupt nichts. Die Demographie beschränkt sich auf statistische Daten. Die Historische Familienforschung müßte diesbezüglich mit ganz anderen Partnerdisziplinen zusammenarbeiten. In einem engeren Sinne ginge es dabei um Historische Kulturwissenschaften der Herkunftsgebiete von relevanten Zuwanderergruppen. Aber welche Disziplinen sind zuständig für die Familienverhältnisse etwa der Kurden, der Kosovo-Albaner oder der Sinti und Roma in Vergangenheit und Gegenwart? Es ist ein strukturelles Problem, dass Migranten vornehmlich aus Kulturen kommen, die in unseren an sogenannten "Hochkulturen" orientierten Wissenschaftsdisziplinen kaum Beachtung finden. Sieht man die Beschäftigung mit traditionellen Familienkulturen von Zuwanderern in einem weiteren Zusammenhang, so werden jedenfalls viele "area-studies" wie die Orientalistik oder die Afrikanistik dafür in Frage kommen, weiters die *Ethnologia Europaea*, im deutschsprachigen Raum vielfach noch als „Volkskunde“ bezeichnet, und die traditionelle Ethnologie, häufiger jetzt Sozialanthropologie genannt, schließlich alle am Vergleich orientierten Kulturwissenschaften wie etwa die Vergleichende Religionswissenschaft. Im Hinblick auf die Vielfalt von Religionen in Zuwandererkulturen bzw. die Bedeutung von Religion für traditionelle Familienverhältnisse könnte die Vergleichende Religionswissenschaft für die Historische Familienforschung zu einer besonders wichtigen Partnerdisziplin werden. Das gilt weit über das aktuelle Interesse an Migrantenfamilien hinaus. Insgesamt wird die Historische Familienforschung jene kulturwissenschaftliche Wende bzw. Erweiterung mitzumachen haben, die sich in der Geschichtswissenschaft in den letzten beiden Jahrzehnten abzeichnet. Sie führt über ein verengtes Verständnis als Historische Sozialwissenschaft hinaus. Die Neupositionierung, in der auch die Historische Familienforschung ihren Platz finden müßte, lässt sich wohl besser mit der Bezeichnung "Historische Anthropologie" fassen.

Ein Paradigmenwechsel von einer historisch-sozialwissenschaftlichen Familienforschung zu einer historisch-anthropologischen Familienforschung würde sicher nicht einen Verzicht auf herkömmliche Themen bedeuten, sondern eher eine sinnvolle Erweiterung. Ich möchte das an einem zentralen Thema der Familiengeschichtsforschung in Europa veranschaulichen. Die Zweiteilung Europas nach "Marriage Patterns" in Anschluß an die berühmte, von John Hajnal entdeckte Scheidelinie von Triest nach St. Petersburg bewegt nach wie vor die wissenschaftlichen Gemüter sehr - seit der Ostöffnung von 1989 vielleicht

noch mehr als zuvor -, ebenso die darauf aufbauende Einteilung Peter Laslett in vier Großräume von Haushaltstypen. So zählte man in einem bulgarischen Dorf den Anteil der "simple family households", der "extended" und "multiple family households" und hoffte, aufgrund der errechneten Werte doch eher zum mediterranen "pattern" zu gehören als zum osteuropäischen, und vielleicht gar zum europäischen selbst. Kulturelle Einordnung wird in Prozentsätzen von Familienkonstellationen verwirklicht gesehen. Die zugrundegelegte Typologie wurde im Rahmen der "Cambridge Group" in Anlehnung an soziologische Familienkategorien entwickelt. Mit deren Hilfe ist aus der Sackgasse nicht herauszukommen. In Verwandtschaftskategorien der Sozialanthropologie eingeordnet werden unterschiedliche Familienstrukturen auf einmal interpretierbar. Das hat für den südosteuropäischen Raum und seine familienhistorischen Besonderheiten sehr anschaulich die historisch-anthropologisch arbeitende Familienforschergruppe an der Universität Graz gezeigt. Hier wurde durchaus mit dem klassischen Instrumentarium der Analyse von Zensuslisten gearbeitet, aber ebenso mit sozialanthropologischen Indikatoren - etwa Verwandtschaftsbezeichnungen, Heiratsregeln, Namengebung, genealogischen Traditionen, Abstammungsmythen, Ahnenverehrung oder Topographie von Begräbnisplätzen. Erst durch solche Indikatoren konnten Verwandtschaftssysteme erschlossen werden, in deren Kontext die Familienkonstellationen, wie sie sich in Zensuslisten finden, interpretierbar sind. Über Verwandtschaftssysteme kann die Historische Familienforschung von der Familiensoziologie wenig lernen. Das notwendige theoretische Rüstzeug stellt dafür die Sozialanthropologie zur Verfügung. Mit diesem Instrumentarium die europäische Familienentwicklung zu analysieren, ist eine bisher noch offene Aufgabe.

Auch in den eigenen Arbeiten habe ich eine solche historisch-anthropologische Erweiterung der Beschäftigung mit Familienthemen als sehr fruchtbar erlebt. So ergiebig die quantitative Analyse von Personenstandslisten in den Anfangsphasen der Historischen Familienforschung war - nach einiger Zeit schien mir in dieser Zugangsweise die Grenze sinnhafter Beschäftigung mit dem Thema erreicht. Historisch-anthropologische Fragestellungen ermöglichten es mir, in der Historischen Familienforschung überzeugende neue Zugänge zu finden. Nicht alles, was sich im Nachhinein dabei als "historisch-anthropologisch" einstufen lässt, war tatsächlich auch durch Begegnungen mit der Sozialanthropologie angeregt. Riten sind sicher ein charakteristisch anthropologischer Themenbereich. Familienriten zu erforschen, gehört zu den Desiderata einer historisch-anthropologischen Familienforschung. Wenn ich - auf autobiographischer Grundlage - Studien über Familiengebete als Familienriten gemacht habe, so konnte ich mich dabei kaum

auf anthropologische Vorarbeiten stützen. Ähnliches gilt für meine Studien zur Namengebung in der europäischen Geschichte. Sowohl Individualnamen als auch Familiennamen stellen eine hochinteressante Quelle für Familien- und Verwandtschaftsbeziehungen vergangener Zeiten dar. Die Zugangsweise ist sicher eine spezifisch historisch-anthropologische. Und trotzdem wird bei ihrer Anwendung - jedenfalls für die europäische Familiengeschichte - nicht die Sozialanthropologie die wichtigste Partnerdisziplin darstellen. Die verschiedenen Philologien etwa können diesbezüglich sehr hilfreich sein, vor allem aber wiederum die vergleichende Religionswissenschaft, auf deren Bedeutung für eine Neuorientierung der Historischen Familienforschung ich nur immer wieder mit allem Nachdruck verweisen kann.

Historische Anthropologie wird neuerdings - insbesondere im deutschsprachigen Raum - mit mikrohistorischer Zugangsweise gleichgesetzt. Dieser Sichtweise kann - auch für die Historische Familienforschung - nicht entschieden genug widersprochen werden. Sie wird vielfach mit einem berühmten Satz des Ethnologen Clifford Geertz legitimiert: "Ethnologen erforschen nicht Dörfer ..., sie untersuchen in Dörfern." Der Historiker Giovanni Levi hat diesen Satz für die Geschichtswissenschaft adaptiert: "Mikrohistoriker erforschen keine Dörfer, sie forschen in Dörfern." Auch wenn man diese Feststellung bloß als Plädoyer für eine kleinmaßstäbige Beobachtung und für den Gang in die Feldforschung auffasst, kann sie nicht zur Maxime historisch-anthropologischer Forschung erhoben werden. Sicher werden viele wesentliche Erkenntnisse durch Fallstudien im Kleinen erzielt. Das gilt für die Erforschung der Kleingruppe Familie gewiss in ganz besonderer Weise. Der Rahmen der Untersuchung muß dabei keineswegs die Lokalgruppe Dorf sein. Mir persönlich haben sich viele familiengeschichtlich wichtige Einsichten aus der Interpretation einzelner Lebensgeschichten eröffnet. Die Bedeutsamkeit einer solchen im Kleinen gewonnenen Erkenntnis ergibt sich jedoch immer erst durch die Einordnung ins Große. Mikro- und Makroperspektive müssen miteinander verbunden werden. Um es mit einem Beispiel aus eigener Praxis zu veranschaulichen: In einem lebensgeschichtlichen Zitat einer heute noch lebenden Salzburger Bergbäuerin fiel mir die eigenartige Vorstellung auf, dass der für ein Kind gewählte Namenspatron, die ganze Familie vor Feuergefahr zu schützen vermag. Als ich beim griechischen Kirchenvater Johannes Chrysostomus ein dem Sinn nach ganz ähnliches Zitat aus dem ausgehenden 4. Jahrhundert fand, baute ich auf diese beiden Quellenstellen eine Studie über Namengebung in der europäischen Geschichte unter dem Titel "Ahnen und Heilige" auf. Es hätte wohl wenig Sinn gehabt, im Bergbauerndorf des ausgehenden 20. Jahrhunderts zu bleiben und auf den Nachbarhöfen nach ähnlichen Verhältnissen zu fragen. Meine alte Bergbäuerin und ihre Lebensgeschichte ist für viele andere Belange von

Familienverhältnissen in traditionellen Gesellschaften eine hervorragende Quelle. Ich frage sie immer wieder - gleichgültig ob mein Problem aus der Spätantike oder aus der Zeitgeschichte stammt. Der "große Kulturvergleich" darf in einer historisch-anthropologischen Familienforschung weder zeitliche noch räumliche Begrenzungen unterliegen.

Das Postulat nach einer Kombination von Mikro- und Makroperspektiven in der Zugangsweise einer komparativen Historischen Familienforschung führt uns zur dritten Ebene der Kontextualisierung: Historische Familienformen müssen stets im Kontext ihrer jeweiligen gesellschaftlichen Rahmenbedingungen gesehen werden. Für die klassischen Zugangsweisen der Historischen Familienforschung war eine solche Einordnung in gesellschaftliche Zusammenhänge keineswegs selbstverständlich. In einem brillanten Überblick über den damaligen Forschungsstand hat 1980 Michael Anderson in seiner Studie "Approaches to the History of the Western Family 1500-1914" drei Grundtypen von Zugangsweisen unterschieden, von denen zwei auf eine solche Einordnung verzichteten. Das gilt zunächst für den „Demographic Approach“, der einerseits mit der Methode von Familienrekonstruktion auf der Basis von Pfarrmatriken, andererseits mit der Analyse von Zensuslisten arbeitete - beides dominant quantifizierende Verfahren. Solche quantifizierende Verfahren wurden von manchen Vertretern dieser Forschungsrichtung als die einzigen legitimen angesehen. Eine solche Selbstbeschränkung in Methoden und Quellen führte vielfach von vornherein zu einem Verzicht auf eine Erklärung der erhobenen Daten aus gesellschaftlichen Rahmenbedingungen. Das trifft weitgehend auch für die Arbeiten der lange Zeit dominanten Richtung der Historischen Familienforschung zu, die von der "Cambridge Group for the History of Population and Social Structure" begründet wurde. Im Vordergrund der Untersuchungen stand hier stets die Häufigkeitsverteilung bestimmter Typen von Familienkonstellationen. Der bedingende Kontext wurde in der Regel nur sehr allgemein und unbestimmt angesprochen - etwa als ein System von "household-formation-rules" oder "marriage patterns". Solche Systeme erhielten nach ihrem Verbreitungsgebiet sehr formale Etikettierungen wie "Eastern European" oder "Mediterranean". Die Frage, ob solche Systeme durch ökonomische, rechtliche, religiöse Faktoren bedingt sind, wurde in der Regel ausgeklammert. Obwohl es schon sehr früh Kritik an dieser Selbstbeschränkung gab, hielt sich der Forschungsansatz der "Cambridge Group" mit erstaunlicher Beharrlichkeit. Sein Vorteil war es, auf der Basis eines weit verbreiteten Quellentyps - der Zensuslisten bzw. anderer Personenstandsverzeichnisse - eine breite Vergleichsbasis zu bieten. Der Weg der Forschung ging bei dieser Zugangsweise von der Quelle zum Problem, nicht vom Problem zur Quelle. Dass dabei sinnvolle Fragestellungen immer mehr abhanden kamen, störte manche Forscher nicht. Die anfangs so

erfolgreiche Analyse von Zensuslisten wurde immer mehr zum Selbstzweck. Der innovatorische Ansatz der Begründer dieser Methode legitimierte die weniger einfallsreichen Nachahmer. Als dreißig Jahre nach der damals richtungsweisenden Tagung "Household and family in past time" von 1969 in einer Konferenz in Palma de Mallorca Bilanz gezogen wurde, gab es zum Teil sehr harsche Kritik an der damals begründeten Konzeption der Historischen Familienforschung - insbesondere von Vertretern aus dem Mittelmeerraum, die sich Jahre lang vergeblich bemüht hatten, das postulierte "Mediterranean pattern" ausfindig zu machen. Allerdings muß gesagt werden, dass schon früh - abseits der Orthodoxie des "Demographic approach" - nach gesellschaftlichen Bedingungen von Haushaltsmustern gefragt wurde. Solchen Forschern dienten die Häufigkeitsverteilungen bestimmter Familienkonstellationen bloß als Indikatoren für erklärungsbedürftige Rahmenbedingungen von Familienstrukturen. Die Vertreter der "Cambridge Group" waren für solche Neuansätze stets gesprächsbereit und haben dafür eine wichtige Diskussionsplattform angeboten.

Eine zweite in der Frühzeit der Historischen Familienforschung dominante Richtung hat Michael Anderson 1980 als den "Sentiments Approach" charakterisiert. Auch diese Zugangsweise verzichtet im Wesentlichen auf eine gesellschaftliche Kontextualisierung von Familie. Im Vordergrund des Interesses standen bei diesem Ansatz nicht Formen der personalen Zusammensetzung der Familie sondern emotionale Beziehungen zwischen den Familienmitgliedern. Man fragte nach dem Aufkommen der Mutterliebe, die mit dem Rückgang der Kindersterblichkeit in Zusammenhang gebracht wurde, nach der Ausbildung "romantischer" Liebesbeziehungen zwischen den Partnern, nach der Entstehung des Bedürfnisses nach familialer Privatheit etc. Quellenmäßig fassbarer Ausdruck von veränderten Emotionen war dabei primäres Untersuchungsziel, nicht Zusammenhang mit gesellschaftlichen Rahmenbedingungen. Der Forschungsgegenstand Familie wurde auch bei diesem Zugang vielfach von seinem sozialen Umfeld isoliert betrachtet. Diese isolierende Betrachtungsweise findet sich seit der Frühzeit der Historischen Familienforschung vor allem in Überblicksdarstellungen der europäischen bzw. der deutschen, französischen, englischen Familiengeschichte. Sie hat den Vorteil, sich auf beschreibende Darstellungen beschränken zu können. Erklärungen des Beschriebenen bleiben sie schuldig.

Einzig die dritte der von Michael Anderson herausgearbeiteten Zugangsweisen der frühen Historischen Familienforschung hat von vornherein gesellschaftliche Rahmenbedingungen von Familienformen der Vergangenheit mitberücksichtigt. Anderson nennt sie den "Household Economics Approach". Er fasst unter diesem Titel Erklärungsversuche von Familienstrukturen aus Erbrechtssystemen, aus Strukturen der

Arbeitsorganisation bzw. aus sozioökonomischen Veränderungsprozessen zusammen. Solche Ansätze haben schon in den siebziger Jahren viel zu einem besseren Verständnis historischer Familienverhältnisse aus größeren wirtschaftlichen und sozialen Entwicklungen beigetragen. Dass damals Familienformen der Vergangenheit so stark aus sozioökonomischen Rahmenbedingungen erklärt wurden, mag verschiedene Gründe gehabt haben. Zunächst wirkte die Quellenlage in diese Richtung. Viele der analysierten Personenstandslisten boten zugleich auch Angaben über Berufe bzw. über familienbetriebliche Strukturen, sodass es naheliegend war. Zusammenhänge mit der gesellschaftlichen Arbeitsorganisation herzustellen. Dann war von der Ausbildung der Forscher her diesbezüglich eine Verbindung gegeben. Die Historische Familienforschung entwickelte sich in den siebziger Jahren vornehmlich im Rahmen der Sozialgeschichte, die damals prinzipiell an das Fach Wirtschaftsgeschichte gebunden war. Schließlich spielten ideologische Momente eine Rolle. Während in früheren Jahrzehnten Familie - soweit man sich überhaupt mit ihr in der Wissenschaft beschäftigte - ein Thema der Rechten war, ging die Historische Familienforschung in den siebziger Jahren eher von linken Wissenschaftlern aus. Starke Einflüsse einer unorthodox marxistischen Geschichtsauffassung sind in dieser Anfangsphase unverkennbar. Ich erinnere mich noch gut der entsetzten Reaktion eines Kollegen, als ich spezifische Familienformen in Südosteuropa als Relikterscheinungen des Ahnenkults zu erklären versuchte: "Das sagen Sie als Wirtschaftshistoriker?!" Historische Familienverhältnisse im Kontext von Religion zu erklären, erschien vielen damals noch undenkbar.

Nach der kulturwissenschaftlichen Wende der Geschichtswissenschaft ist die Situation eine andere. Trotzdem bleibt in der europäischen Familiengeschichte-Forschung diesbezüglich viel nachzuholen. Für die Familienentwicklung in Europa ist in soziokultureller Hinsicht sicher der Einfluss des Christentums von entscheidender Bedeutung. Für die Diskussion darüber hat die Publikation von Jack Goodys „The development of the family and marriage in Europe" von 1983 große Bedeutung gehabt. Obwohl die Rolle des Christentums für den europäischen Sonderweg der Familienentwicklung hier stark betont wird, sind es letztlich doch nicht genuin religiöse Faktoren, die als Erklärung herangezogen werden, sondern „Besitzinteressen der christlichen Kirche" - gemeint ist die römische -, die die entscheidende Weichenstellung bewirkt haben soll. Erst die Diskussion der Goody-These brachte christentumsspezifische Sonderbedingungen ins Spiel: religiöse Bedeutungslosigkeit von Abstammung, Hochbewertung künstlicher Verwandtschaftsbeziehungen auf Grund des Taufsakraments, Fehlen von Erbcharisma und Priesterdynastien, monogame Ehe auf der Basis

des Konsenses der Partner, große Bedeutung von gemeindlich-genossenschaftlichen Sozialformen mit dem Anspruch brüderlicher Verhaltensweisen. Die Diskussion um solche religiöse Faktoren der europäischen Familienentwicklung in Anschluß an die Goody-Thesen hat damit über die Haushaltsfamilie hinausgehend soziale Kontexte angesprochen: Verwandtschaftssysteme als Rahmenbedingungen von Familie, künstliche Verwandtschaft als Ergänzung von natürlicher, verschiedene Formen von Gemeinde und Genossenschaft. An solchen Sozialformen als Kontext der Familienentwicklung bleiben über die spezifisch religiös bedingten hinaus noch viele zu untersuchen - vor allem für frühe Phasen der europäischen Geschichte. Ein besonderes Desideratum wäre etwa die Erforschung des Einflusses verschiedener Typen von Grundherrschaften auf Familienstrukturen. Die Vielfalt unterschiedlicher Formen des bürgerlichen Erbrechts - richtiger formuliert: des bürgerlichen Besitztransfers - in der Neuzeit dürften aus unterschiedlichen Regelungen in grundherrschaftlichem Rahmen in der vorausgehenden Epoche erklärt werden können. In einer Überblicksdarstellung "Entwicklungstendenzen von Verwandtschaft und Familie im Mittelalter", die ich für eine im Druck befindliche Kulturgeschichte der Familie schrieb, bin ich solchen Kontexten von Familie nachgegangen. Dieser Versuch einer Zusammenfassung machte mir bewusst, wie viel bezüglich einer Erforschung von Rahmenbedingungen mittelalterlicher Familienverhältnisse noch zu tun ist. Er zeigte mir auch, wie sinnlos, ja wie kontraproduktiv es ist, mittelalterliche und neuzeitliche Geschichte der Familie getrennt zu untersuchen und darzustellen. Das bornierte Festhalten an überkommenen Periodisierungsschemata zwingt uns leider immer wieder dazu.

Historische Familienformen in ihrem gesellschaftlichen Kontext untersuchen, kann vielerlei bedeuten. Es kann heißen, eine alpine Bergbauernwirtschaft des 18. Jahrhunderts im Zusammenhang mit den ökologischen Bedingungen der hier betriebenen Viehwirtschaft zu untersuchen, es kann heißen, die Erziehungsbedingungen junger Adelliger des Hochmittelalters im Rahmen des Lehenswesens zu behandeln, es kann heißen, die spezifische Einrichtung eines Jugendzimmers zu Beginn des 20. Jahrhunderts im Kontext bürgerlicher Wohnkultur dieser Zeit zu analysieren. Wesentlich an diesen vielfältigen Möglichkeiten von historischer Familienforschung im gesellschaftlichen Kontext ist der Versuch, einen Erklärungszusammenhang herzustellen. Und für solche Erklärungen ist der Vergleich essentiell. Der Vergleich kann sich auf unterschiedliche soziale Schichten beziehen, ebenso auf unterschiedliche Kulturräume. Er kann synchron vorgehen oder diachron. Gerade der epochenübergreifende Längsschnitt erscheint mir eine für die Historische Familienforschung wichtige Vorgangsweise. Auf der Basis von Vergleichen können wir erklären. Und die

Erklärung unserer historischen Befunde ist für den Kontext der Weitervermittlung wichtig - sowohl innerhalb der Wissenschaft als auch darüber hinaus in der Öffentlichkeit. Nur eine interpretierende Historische Familienforschung wird für unsere Nachbardisziplinen von Nutzen sein. Nur eine interpretierende Historische Familienforschung kann in der Öffentlichkeit dazu beitragen, Familienprobleme der Gegenwart aus der Vergangenheit besser zu verstehen. Mit der Absicht, erklären zu wollen, stehen wir von vornherein in einem Dialog - in einem Dialog mit anderen Wissenschaften sowie in einem Dialog mit verschiedenen Gruppierungen der Öffentlichkeit. Gedanken wie die hier vorgetragenen müssen in einem Dialog weiterentwickelt werden. Nur in einem solchen Dialog finden wir die inhaltliche Neuorientierung der Historischen Familienforschung für das angebrochene neue Jahrhundert.